

Hebammen müssen weiter kämpfen

Verhandlungen mit den Krankenkassen gescheitert / Warten auf Entscheidung der Schiedsstelle im Januar

Von Nadine Conti

Minden (nec). Für die Hebammen war 2012 ein Jahr voller Proteste. Auch im Kreis Minden-Lübbecke beteiligten sich viele an der landesweiten Streikwoche im März, führten in den Monaten danach zu Mahnwachen und Demonstrationen. Genutzt hat das bisher wenig. Die Honorarverhandlungen mit den Krankenkassen sind gescheitert, das Schlichtungsverfahren zieht sich hin.

Auch eine für den 11. Dezember angesetzte Schiedsverhandlung wurde auf Antrag der Krankenkassen erneut vertagt.

Viele Hebammen wissen nicht, wie lange sie wirtschaftlich noch durchhalten – und machen trotzdem weiter. Vorsorgeuntersuchungen, Geburtsvorbereitungs- und Rückbildungskurse, Wochenbettbetreuung – das sind die Leistungen, mit denen die rund 60 freiberuflichen Hebammen im Kreis ihren Lebensunterhalt bestreiten. Die Kosten dafür müssen die Krankenkassen übernehmen, jede Mutter hat einen Anspruch darauf.

Doch bei den Honorarverhandlungen mit dem Verband der gesetzlichen Krankenkassen ziehen sie regelmäßig den Kürzeren, klagt Tara Regine Schuch, Vorsitzende der Hebammen im Landkreis Minden-Lübbecke. „Seit Jahren hören wir, es ist kein Geld da. Jetzt erwirtschaften die Krankenkassen Überschüsse, die Ärzthonorare werden erhöht, aber bei den Hebammen wird weiter gemauert.“

„60 Stunden in der Woche beschäftigt“

Auf einen Stundenlohn von durchschnittlich 7,50 Euro käme eine freiberufliche Hebamme, haben die Interessenverbände ausgerechnet. Die Krankenkassen bestreiten diese Zahl. „Der Handwerker, der kommt um meine Waschmaschine zu reparieren, verdient jedenfalls definitiv mehr“, sagt Sabine Steinhusen, die seit zwei Jahren als freiberufliche Hebamme in Minden und Bückeburg unterwegs ist. Angesichts der Verantwortung, die sie zu tragen hat, findet sie das



„Mütter brauchen Hebammen“, davon ist Silvana Steinbeck (rechts) überzeugt. Ihre Hebamme Wiebke Stumme-Schäfer (links) überwacht nicht nur den Gesundheitszustand der Zwillinge Simon und Jona, sie stärkt auch der Mama den Rücken. Foto: Conti

ungerecht. „So ein Wasserrohrbruch mag ja einen ganz schönen Schaden verursachen, aber wenn ich eine Neugeborenenengelbsucht nicht rechtzeitig erkenne und das Baby bleibende Schäden davonträgt, geht der Schaden in die Millionen“, sagt sie.

Doch sie räumt ein: „Ich verdiene schon genug, um meine Familie davon zu ernähren. Aber ich bin damit eben auch sechzig Stunden in der Woche beschäftigt.“ Das ginge nur, weil ihr Mann einen Großteil der Kinderbetreuung übernimmt. Arbeitstage von zehn bis zwölf Stunden, sieben bis zehn Hausbesuche am Tag, dazu Kurse, Bereitschaftsdienst an jedem zweiten Wochenende und mindestens ein weiteres Wochenende pro Monat, das für Abrechnungen, Dokumentationen und Buchhaltung draufgeht, zählt sie auf.

„Ich würde mir wirklich wünschen, dass ich nur achteinhalb Stunden am Tag arbeiten gehen könnte. Das hieße aber, Hebamme als Hobby betreiben. Bei den hohen Fixkosten, die man als Hebamme hat

- Sozialversicherung, Berufshaftpflicht, Praxismiete, Autokäme ich da vielleicht noch auf drei- bis vierhundert Euro im Monat - davon kann man dann eben nicht mal die Miete zahlen.“

Mütter sind oft versichert

Diese Sicht bestätigt auch Wiebke Stumme-Schäfer. Sie arbeitet seit 25 Jahren als Hebamme, lange in der Schweiz, seit sieben Jahren als Freiberuflerin in Minden. „Ich weiß von einigen Kolleginnen, die aufgehört haben, weil der Verdienst zu schlecht ist, insbesondere wenn man kleine Kinder hat. Ich arbeite 50 Stunden in der Woche, bin Alleinverdienerin. Ich kann mir das leisten, jederzeit rauszufahren, weil ich große Kinder habe. Aber als junge Mutter ist das eigentlich unmöglich. Man ist ja ständig auf Abruf.“

Dabei leisten die Hebammen in der Schwangerenvorsorge und der Wochenbettbetreuung das, was im eng getakteten Alltag einer Arztpraxis oder einer Klinik zu kurz kommt: die

nicht nur medizinische, sondern auch psychologische und soziale Betreuung von Mutter und Kind. „Das braucht man einfach“, weiß Silvana Steinbeck als dreifache Mutter. „Jemanden, der vorbeikommt und guckt und manchmal einfach nur sagt, es ist alles in Ordnung. Du machst das gut.“

Auch wenn sie vor den vier Wochen alten Zwillingen Simon und Jona schon ein Baby hatte: „Man zweifelt und ängstigt sich ja doch immer.“ Bekommen die zwei genug Milch? Nehmen sie genug zu? Sind diese Bauchschmerzen jetzt noch normal oder hat das wimmernde und sich krümmende Kind vielleicht doch etwas Ernstes?

„Die Versicherung bei den Müttern hat zugenommen“, glaubt Wiebke Stumme-Schäfer, die die Familie betreut. Dazu kommt: Noch vor zwanzig Jahren blieben die Frauen nach einer Entbindung zehn bis 14 Tage in der Klinik, heute sind es gerade noch drei bis fünf Tage. „Und zuhause fehlt dann die Unterstützung durch die Großfamilie, die man früher noch gehabt hat

und auch die Erfahrung mit den kleinen Kindern der anderen, die man schon hat groß werden sehen“, sagt Sabine Steinhusen.

Aber gerade weil die Hebammen gern betonen, wie wichtig diese ersten Tage und Wochen für Mutter und Kind sind, fällt es ihnen schwer, ihre Interessen mit einem Streik durchzusetzen.

„Erstens können sich das die meisten Kolleginnen nicht leisten und zweitens müssten wir den Müttern dann sagen, dann geh jetzt mal jeden zweiten Tag zum Kinderarzt und lass dein Kind wiegen, lass gucken, dass es nicht gelb wird und dass der Nabel okay ist. Und an dem anderen Tag gehst Du zu deinem Gynäkologen und lässt nach der Gebärmutter gucken, der Brust, dem Wochenfluss, der Naht – das machen wir natürlich nicht“, erläutert Steinhusen.

Vielleicht ist das Grundproblem aber auch ein anderes: „Wir Hebammen lieben unseren Beruf zu sehr“, sagen beide Hebammen unabhängig voneinander. „Wir wollen nichts anderes machen.“

ÜBRIGENS

Neue Postporto:

Flotter Dreier?

Von Hartmut Nolte

Pflichtbewusst habe ich gestern einen Brief mit dem seit 1. Januar geltenden Postwertzeichentarif von 58 Cent (bisher 55) frankieren wollen. Im Vorrat hatte ich aber noch Marken zu 55 Cent, was bis Silvester gereicht hätte. Also eine Drei-Cent-Marke holen. Zu meiner heimlichen Freude als Erzfeind aller Automaten ging das am Wertzeichengeber vor dem Mindener „Postamt“ nicht. Nicht, weil es keine Drei-Cent-Geldstücke gibt, sondern weil der Sch... Automat sich weigerte, mein Fünf-Cent-Stück selbst ohne Rückgeldausgabe anzunehmen. Meine alleinerziehende Ehefrau hätte mich wegen Verschleuderung von Familieneigentum (ein Verlust von 66 Prozent) zur Rechenschaft ange-macht, wieso ausgerechnet wir den Gewinn der Post steigern müssten, bloß damit Minister Rösler die ehemalige Bundesbehörde teurer verschauern kann. Also reihte ich mich im „Postamt“ in die Warteschlange ein. Die nette Frau hinter dem Schalter gab mir Briefmarke, zwei Cent Rückgeld und als Antwort auf meine Frage, ob denn in diesen ersten Tagen nach der Preiserhöhung noch mit 55 Cent frankierte Briefe befördert



würden: „Den Brief kriegen Sie zurück.“ An philatelistischer Hässlichkeit ist der „Weiße Dreier“ nur noch durch Automatenmarken zu überbieten.

Es geht auch anders, wie der Oberzahlmeister Wagner auf dem Kreuzer SMS Vineta schon 1901 zeigte, dem auf dem Weg nach New Orleans die Drei-Pfennig-Marken ausgegangen waren. Im Gegensatz zur Preiserhöhung 2013 kam die neue Lage für den kaiserlichen Schiffspostmeister mitten auf dem Ozean relativ plötzlich und alternativlos. Dieser gute Marine-Postmann machte aber aus der Not eine Tugend. Er schnitt seine grünen Fünfer-Germania-Marken längs durch machte auf jede Hälfte den Stempel „3 Pf“ und klebte sie auf die Feldpost heim ins Reich.

Nicht nur, dass Post (oder Marine) nun jeweils 0,5 Pfennig Zusatzgewinn machten, der größere, aber unbeabsichtigte Effekt war, dass mit diesem berühmten „Vineta-Provisorium“ nur einige Dutzend Briefe frankiert und zugestellt wurden. Zur Freude der Briefmarkensammler: Auktionswert heute bis zu 9200 Euro.

Den Tadel, den der Oberzahlmeister auf der Vineta für seinen allen Beamtenebenen widersprechenden Einfall bekam, hätte der Schöpfer des unflotten Dreiers mehrfach verdient.

Fischereiverein gibt die Angelscheine aus

Termine am Samstag und Sonntag

Minden (mt/ani). Der Fischereiverein Minden gibt für seine Mitglieder wieder Jahresfischerei-Erlaubnisscheine für alle dem Verein zur Verfügung stehenden Gewässer aus. Sie werden am Samstag, 5. Januar, 14 bis 17 Uhr sowie Sonntag, 6. Januar, 10 bis 12 Uhr, im Vereinsheim (Am Alten Weserhafen 16) ausgegeben. Neben den Vereinsgewässern können noch die Weser, ein Teil des Gewässers in Döhren, Teich Mania an der B 482 bei Wietersheim, die Bastau, die Kanäle in Petershagen und Schlüsselburg, sowie der Teich in Ilvese durch Lösen eines Jahres-scheines beanlagt werden.

Darüber hinaus können die Angler Jahresscheine für fol-

gende Gewässer erwerben: Of-flummer See (Neunkirchen bei Rheine), Bierder Seen (LFV/Kändler), Holtwiker See (bei Coesfeld), ausgewiesene Strecken der Lippe, die Kanäle Dortmund – Ems – Herne und Dattel Hamm.

Alle Angler, die den Beitrag haben abbuchen lassen, bekommen ihre Erlaubnisscheine Ende der dritten Kalenderwoche zugesandt. Sie können aber auch bei der Scheinausgabe abgeholt werden. Anträge auf Neuaufnahmen werden an diesem Wochenende ebenfalls angenommen und gesondert bearbeitet. Angelscheine gehen lediglich an Bewerber, die auch im Besitz eines gültigen Jahresfischereischeines sind.

Teilsieg in Sachen Geburtshilfe

Geburtshäuser und Hausgeburtshebammen erhalten mehr Geld

Minden (nec). „Hier in der Region gibt es vielleicht noch fünf Kolleginnen, die überhaupt Geburtshilfe anbieten“, sagt Susanne Lüderitz vom Geburtshaus in Porta. Frauen, die ihr Kind nicht in einer Klinik zur Welt bringen möchten, haben damit nur noch wenige Alternativen.

„Wir mussten schon Hausgeburten ablehnen, weil die Frauen zu weit weg wohnten und wir die Betreuung neben den Schichten im Geburtshaus nicht gewährleisten konnten.“

Schuld sind vor allem die dramatisch gestiegenen Prämien der Berufshaftpflicht, die die Hebammen abschließen müssen. Mehr als 4000 Euro

zahlen Lüderitz und jede einzelne ihrer Kolleginnen im Geburtshaus pro Jahr.

Immerhin hat die Schiedsstelle im Sommer dafür gesorgt, dass sich die Krankenkassen stärker an den gestiegenen Kosten beteiligen müssen. Die Geburtenpauschale für außerklinische Geburten sowie die Betriebskostenpauschale für Geburtshäuser wurden deutlich erhöht.

Doch für Lüderitz gilt nach-wievor: „Wir betreuen hier rund 40 Geburten im Jahr - das reicht gerade, um die Versicherungskosten und die Praxismiete wieder reinzuholen, daran verdienen wir nichts.“ Ihren Lebensunterhalt bestreiten auch die Hebammen am Geburtshaus in erster Linie mit ihrem Kursangebot und den

Vor- und Nachsorgeuntersuchungen.

Wenn die Frauen trotzdem weitermachen, dann vor allem aus Überzeugung. „Eine Geburt ist keine Krankheit, eine gesunde Schwangere braucht keine Klinik - das sagt auch die Weltgesundheitsorganisation“, betont Lüderitz.

Die intensive Einzel-Betreuung durch eine vertraute Hebamme, die Furcht vor überflüssigen medizinischen Eingriffen in den Geburtsverlauf – das sind die Argumente, die die meisten Frauen nennen, die sich für eine Hausgeburt- oder Geburtshausgeburt entscheiden.

Sie sind allerdings in der Minderheit. 98 Prozent der Kinder kommen im Krankenhaus zur Welt.